

# SPRACHVERFALL ODER SPRACHDYNAMIK? – EIN PLÄDOYER FÜR DEN SPRACHWANDEL

Bericht von der 49. Jahrestagung „Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation“  
des Instituts für Deutsche Sprache vom 12.-14.3.2013

*von Ruth M. Mell und Katrin Hein*

Fragt man die sprachinteressierte Öffentlichkeit nach dem aktuellen Niveau der deutschen Sprache, fällt das Urteil meist negativ aus: Die Sprache, so die Prognose, verfällt mehr und mehr. Festgemacht wird dies an schlechten Orthografieleistungen – zumeist von Schülern – oder der gehäuften Verwendung von Anglizismen. Dabei wird Sprache als etwas Homogenes und Stabiles angesehen, das in normierenden Schriftkodizes (z. B. dem Duden) niedergeschrieben ist. Jegliche Variation und jeglicher Wandel werden so lediglich als Bedrohung für die normierte deutsche Sprache und somit als „Sprachverfall“ wahrgenommen.

Das Institut für Deutsche Sprache (IDS) widmete sich auf seiner 49. Jahrestagung vom 12. bis 14. März im Mannheimer Congress Center Rosengarten in 15 Vorträgen und einer Podiumsdiskussion diesem Phänomen und fragte: „Sind die gegenwärtig ablaufenden Sprachwandelprozesse im historischen Vergleich au-



Einführungsrede des Institutsdirektors Ludwig M. Eichinger

Bergewöhnlich, etwa hinsichtlich Umfang und Dynamik? Wie sind diese Prozesse methodisch vernünftig zu erfassen und zu beschreiben? Welche Technologien sind dafür erforderlich? Wie sind die Laienwahr-



Begrüßung der internationalen Tagungsgäste durch den Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, Peter Kurz

nehmungen aus linguistischer und didaktischer Perspektive zu beurteilen? Welche systematische und sprachsoziologische Relevanz haben die von Laien wahrgenommenen sprachlichen Veränderungen?“

Institutsdirektor **Ludwig M. Eichinger**, der die Jahrestagung am Dienstagmorgen traditionsgemäß eröffnete, verwies darauf, dass „Sprachverfall“ die provokante Überschrift sei, unter welcher Variantenreichtum und Varietätenvielfalt der deutschen Sprache während der Tagung in den Fokus der linguistischen Betrachtung gerückt werden sollten. Daran anschließend begrüßte **Peter Kurz**, der Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. In diesem Rahmen wurde **Jörg Bücker** (Münster) von **Angelika Linke** (Zürich) der Hugo-Moser-Preis verliehen: Bücker erhält den Preis für seine laufenden Forschungen zu den Zirkumpositionen im Deutschen. Es handelt sich bei den Zirkumpositionen um Paare aus Prä- und Postposition, d.h. um zwei zueinander gehörende Klammerteile, die ein gemeinsames Bezugswort umschließen (Bsp.: „um Himmels willen“).<sup>1</sup> **Albrecht Plewnia** (IDS) führte inhaltlich ins Thema ein, indem er darauf aufmerksam machte, dass die Diskussion zum Sprachverfall so alt sei wie die Sprache selbst. Den Eröffnungsteil beschließend verwies **Andreas Witt** (IDS) dann auf die Projektmesse am folgenden Tagungstag, bei der acht wissenschaftliche Einrichtungen im Rahmen einer Poster-Session verschiedene Entwicklungen aus dem Bereich Korpora der geschriebenen Sprache vorstellten.<sup>2</sup>

Am Beispiel der Apostrophsetzung vor dem Genitiv-s befasste sich **Damaris Nübling** (Mainz) mit „Sprachverfall – Sprachveränderung – Sprachwandel“. Anhand einer diachronen Betrachtung des Phänomens legte sie dar, dass bereits seit dem 16. Jahrhundert der Apostroph als Kürzelzeichen und Auslassungszeichen

im Deutschen verwendet wird. Seit dem 18. Jahrhundert wurde der Apostroph dazu verwendet, den Nominativ Singular von Namen anzuzeigen. Damit dient er funktional der Schonung und Konstanthaltung von Wortkörpern. Zu ihnen zählt Nübling vor allem Eigennamen, aber auch nichtonymische Fremdwörter und Konversionen.

Neben korpusbasierten Analysen (Bankhard, Christina: „Tütel, Tüpflein, Oberbeistrichlein. Der Apostroph im Deutschen“, 2010; Scherer, Carmen: „Das Deutsche und die dräuenden Apostrophe. Zur Verbreitung von 's im Gegenwartsdeutschen“, 2010) zog Nübling auch Grammatiken und Schulorthographien zur Bestätigung ihrer These heran, dass der morphologische Genitivabbau sowie die morphographische Apostrophsetzung dem Prinzip der Schonung markierter Wortkörper dienen. 130 Jahre lang kam es zu einer Entwicklung des Apostrophs jenseits der Norm. So zeigte sie, dass es sich beim Apostroph nicht um einen angelsächsischen Import oder ein Zeichen für Sprachverfall handelt. Vielmehr dient der Apostroph der Schonung von Wortkörpern und ist als eine „Serviceleistung an den Leser“ geschriebener Sprache zu verstehen.

Anschließend fokussierte **Jürgen Erich Schmidt** (Marburg) das Tagungsthema in seinem Vortrag zur „Dynamik und Variation der deutschen Regionalsprachen“ aus einer variationslinguistischen Perspektive. Einleitend wurde für den als „Varietätenverbund unterhalb der Standardsprache“ definierten Begriff der modernen Regionalsprachen auf dessen linguistische und soziale Relevanz verwiesen. Im Hauptteil seines Vortrags gab Schmidt anschließend einen Überblick darüber, wie sich die modernen deutschen Regionalsprachen seit 1930 entwickelt haben: Hier wurde zunächst auf den Umwertungsprozess des ehemaligen landschaftlichen Hochdeutschen eingegangen, bevor die Dynamik des Dialekts (partielle Nichtweitergabe bzw. interne Umstrukturierung) herausgearbeitet wurde. Die Auflösung der Dialekte, so Schmidt in diesem Zusammenhang, sei bisher nicht eingetreten, obwohl sie bereits seit 250 Jahren prognostiziert wird. Zudem skizzierte Schmidt die Dynamik der vertikalen regionalsprachlichen Spektren, bevor er den Bogen zum Tagungsthema spannte: „Inwiefern hat man es bei den erläuterten Prozessen mit Sprachverfall zu tun?“ Während er den Rückgang der Dialekte klar als Sprachverfall bewertete, konstatierte er innerhalb der Regionalsprachen eine Funktionsverlagerung: Der identitätsstiftende sprachliche Abgleich („Mesosynchronisierung“) – so Schmidts Fazit – verlagere sich „von einer Varietät mit lokalem Kommunikationsra-



Die Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirats, Angelika Linke, bei ihrer Laudatio auf Jörg Bücker

dius (Dialekt) zu einer großräumigen Varietät mit gesamtsprachlicher Verstehbarkeit (Regiolekt)“.

**Richard Schrodtt** (Wien), der mit seinem Vortragstitel „Von den Kräften der deutschen Sprachkritik“ bewusst auf einen bekannten Titel Leo Weisgerbers Bezug nahm, eruierte in seinem Vortrag die wirkenden Kräfte, die sprachkritischen Einstellungen zugrunde liegen. Er vertrat dabei die These, dass sich die deutsche Sprachkritik von ihrem eigentlichen Gegenstand, der deutschen Sprache, weitgehend gelöst habe und illustrierte dieses Phänomen anhand ausgewählter Presseberichte (z.B. Ausgabe der Zeitschrift „Geo“ mit dem Titelthema „Der Untergang der deutschen Sprache“) und anhand grammatischer Beispiele wie z.B. der Diskussion über den vermeintlichen Verstoß gegen die Zeitenfolgeregel im Deutschen. Schrodtt zeigte im Verlauf, dass es sich bei „Sprachkritik ohne Sprache“ keineswegs um eine paradoxe Erscheinung handelt. Vielmehr diene Sprachkritik heute dazu, die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Differenzen sowie das Bewusstsein für die Existenz eines Gefüges unterschiedlicher Lebensformen zu sichern. Dementsprechend, so Schrodts Fazit, ist der mögliche Beitrag, den die Sprachkritik heute leisten kann, weniger in einer sprachwissenschaftlichen Aufklärung als in der Stabilisierung des gesellschaftlichen Zusammenwirkens zu sehen.

Ein Thema aus dem Bereich der computationellen historischen Linguistik bzw. der computationellen Dialektometrie, wurde von **Gerhard Jäger** (Tübingen) behandelt. Unter dem Titel „Lexikostatistik 2.0“ beschäftigte sich Jäger mit dem Verfahren der automatisierten Sprachklassifikation durch den Abgleich von Grundvokabular-Wortlisten. Während solche auf die Mitte des 20. Jahrhunderts zurückgehende Versuche oft mit fehlerhaften Ergebnissen verbunden waren

(z.B. Glottochronologie), verwies Jäger für den aktuell zu verzeichnenden Aufschwung lexikostatistischer Methoden auf deutlich erhöhte Erfolgsaussichten; dies wurde u.a. auf das Vorhandensein großer elektronischer Datenbanken und auf verschiedene in der Bioinformatik entwickelte Werkzeuge zurückgeführt. Bezug nehmend auf die Ergebnisse des lexikostatistischen Projekts „Automated Similarity Judgement Program“ (MPI EVA, Leipzig) illustrierte Jäger, dass „die Lexikostatistik funktioniert“: Durch die Übertragung von 40 englischen Konzepten (z.B. *hear*, *blood*) und deren anschließende Alinierung wurde hier die Distanz zwischen verschiedenen Sprachen gemessen, wobei – unter Einbeziehung von ca. 1000 Sprachen – nur eine Sprache falsch klassifiziert wurde. Die Lexikosta-



Der diesjährige Hugo-Moser-Preisträger Jörg Bücker

tistik, so Jägers Fazit, ist bezüglich des Wiederfindens etablierter Sprachfamilien also robust.

Welchen Beitrag können korpusbasierte Ansätze zur Untersuchung und Bewertung von Sprachverfall leisten? Mit dieser Frage beschäftigte sich **Marc Kupietz** (Ergebnisse gemeinsam mit Cyril Belica, Harald Lungen und Rainer Perkuhn erarbeitet, alle IDS) im Vortrag „Zwischen Empirie und Ästhetik“<sup>3</sup>, in dessen Zentrum eine Reihe von Studien stand, die – unter Zugrundelegung eines quantitativen Verständnisses von Sprachverfall – zu verschiedenen Sprachverfallerscheinungen durchgeführt wurden. In diesem Zusammenhang wurde zunächst auf die korpusbasierte Validierung von sechs Hypothesen eingegangen, die von Bastian Sick hinsichtlich verschiedener potenzieller Sprachverfallssymptome vertreten werden (z.B. steigender Anglizismengebrauch). Für bestimmte Hypothesen seien, so Kupietz, zwar relativ eindeutige Tendenzen erkennbar – z.B. die steigende Verwendung der untersuchten Anglizismen –, insgesamt ergebe sich durch die Überprüfung anhand DEREKO-basierter



Korpora aber ein sehr gemischtes Bild. Auch die Validierung der sechs Hypothesen anhand internetbasierter Texte, durch die eruiert werden sollte, ob die stattgefundene Veränderung der Textrezeption einen gefühlten Sprachverfall bedingt, lässt laut Kupietz keine starken Verallgemeinerungen zu. Im zweiten Teil des Vortrags wurden Ergebnisse einer Kurzstudie präsentiert, in der mit dem Merkmal „Lexikalische Vielfalt“ gearbeitet wurde (Errechnung des durchschnittlichen MTLD (= Measure of Textual Lexical Diversity) auf Basis von Texten und Wortformen). Auch wenn die auf diese Weise errechneten Kurven grafisch alle recht eindeutig ausfallen, mahnte Kupietz davor, zu eindeutige Schlussfolgerungen zu ziehen. Auch zusammenfassend wurde hervorgehoben, dass sich aus den verschiedenen Untersuchungen der potenziellen, empirisch zugänglichen Einflussbereiche von Sprachverfall keine eindeutigen Ergebnisse ergeben und dass man bei „der Interpretation von Zahlen“ Vorsicht walten lassen sollte.

**Martin Durrell** (Manchester) zeigte in seinem Beitrag „Mit der Sprache ging es immer schon bergab. Dynamik, Wandel und Variation aus sprachhistorischer Perspektive“, dass sich Sprachverfallsdebatten mindestens bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Als Ursache für diese Wahrnehmung des Verfalls der Sprache könne unter Bezugnahme auf Richard J. Watts („Language Myths and the History of English“, 2011) der sogenannte Mythos der sprachlichen Homogenität gelten, d.h., die weit verbreitete, aber irrtümliche Annahme, dass jede Sprache über eine einheitliche unwandelbare Grundform verfüge. Mit den Auswirkungen solcher Annahmen auf die Entstehung der deutschen Standardsprache beschäftigte sich Durrell im Hauptteil seines Vortrags. Beispielsweise wurde anhand von Daten aus einem neuen elektronischen Korpus der deutschen Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts („GerManC“; abrufbar unter: <[www.ota.ox.ac.uk/desc/2544](http://www.ota.ox.ac.uk/desc/2544)>) demonstriert, dass der Gebrauch von *tun* als Hilfsverb schon sehr früh für schlechtes Deutsch gehalten und im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts allmählich stigmatisiert wurde. Abschließend zog Durrell – auf Jean Aitchison verweisend („Language Change: Progress or Decay?“, 2012) – das Fazit, dass sprachlicher Wandel weder als Fortschritt noch als Verfall zu werten ist. Vielmehr seien Variation und Wandel als essenzielle Eigenschaften menschlicher Sprache aufzufassen.

Tag zwei wurde durch einen gemeinsamen Vortrag von **Ludwig M. Eichinger** (IDS) und **Peter Eisenberg** (Berlin) unter dem Titel „Zur Lage der deutschen Sprache. Wissenschaft für den öffentlichen Diskurs“

eröffnet. Einleitend hob Eisenberg hervor, dass es sich bei Sprachverfall um ein Thema des öffentlichen Sprachdiskurses handelt, während kaum ein Linguist für eine Sprache wie das Deutsche einen Sprachverfall propagieren würde. Dennoch, so Eisenberg, sollte seitens der Wissenschaft keineswegs von vornherein davon ausgegangen werden, dass der öffentliche Diskurs irrational sei. Ein Berührungspunkt zwischen dem wissenschaftlichen Diskurs über Sprachverfall und der Diskussion in der nicht-linguistischen Welt liegt, laut Eisenberg, einerseits in Form der sogenannten Sprachbücher vor (z. B. Dieter E. Zimmer), für die jedoch unklar ist, inwiefern die Öffentlichkeit dadurch erreicht wird. Andererseits ist in diesem Zusammenhang auf Bücher wie „Kiezdeutsch“ (Heike Wiese) zu verweisen, in denen Themen aufgegriffen werden, die in der Öffentlichkeit bereits populär sind.

Im Anschluss wurden – für den Bereich der nominalen Morphologie – ausgewählte Ergebnisse aus dem Projekt „Bericht zur Lage der deutschen Sprache“, das gemeinsam von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung sowie der Union der Wissenschaftsakademien betrieben wird, skizziert. Ludwig M. Eichinger ging hier der Frage nach, ob es einen hinreichenden Verlust von Flexion gibt, um von Sprachverfall zu sprechen. Insgesamt, so Eichinger, sei diesbezüglich für die Schreibergemeinschaft ein „vernünftiges Benehmen“ zu konstatieren. Er illustrierte dies zunächst anhand von Ergebnissen aus einer Korpuserhebung zur Verwendung von starkem vs. schwachem Dativ und verwies darauf, dass sich hier mitunter eine Abhängigkeit von den Eigenheiten der Wörter oder der Textsorte erkennen lasse: Beispielsweise zeige die Untersuchung des Lexems *Mund* insofern eine funktionale Nutzung der Markiertheit der alten Form, als der starke Genitiv hier zur Markierung kollokationaler Bindung diene. Als Präpositionalkasus wird im Korpus, so Eichinger, überwiegend der Genitiv verwendet, auch wenn es „formale Unsicherheiten“ gibt. Eichinger schloss den gemeinsamen Vortrag mit der Feststellung, dass „er sich das Wort vom Sprachverfall nicht zu eigen machen würde“.

**Evelyn Breiteneder** (Wien) stellte im Anschluss „Exemplarische Beiträge der Textlexikografie zur Sozialgeschichte“ vor und brachte in diesem Zusammenhang ihre „Sorge um die Lexikografie“ zum Ausdruck. Diese resultiere daraus, dass die Aufladung bestimmter Wörter durch einen bestimmten politischen Kontext lexikografisch häufig nicht adäquat erfasst wird. Anhand verschiedener Beispiele aus dem Themenfeld „Öffentliche Werbung für den Krieg“ illustrierte Breiteneder nicht nur, inwiefern bestimmte Wörter ideolo-



Projektmesse im Foyer des Rosengartens

gisch aufgeladen sein können, sondern auch, wie diese durch die Lexikografie unter Verweis auf ihren Kontext adäquat zu erfassen sind. Sie nahm dabei erstens auf ihre Arbeiten zu Karl Kraus' Fackel Bezug: Z. B. wird hier für die Formel „Ich habe es nicht gewollt“ vermerkt, dass es sich um eine Strategie Wilhelms II. nach Ausbruch des 1. Weltkriegs handelte. Zweitens stützte sich Breiteneder auf Beispiele aus dem Themenbereich „Hindukusch“, genauer gesagt auf Untersuchungen zur Sprache von Verteidigungsminister de Maizière: Als auffällig wurde hier u. a. die von de Maizière verwendete Definition von Krieg als „friedenserszwingend“ hervorgehoben. Abschließend betont Breiteneder, dass es „schön wäre, wenn es der Lexikografie gelingen würde, diesen Zustand zu dokumentieren“.

Unter dem Titel „Grammatischer Wandel im Frühneuhochdeutschen – Verfall oder Umbau?“ befassten sich **Antje Dammel** (Mainz) und **Renata Szczepaniak** (Hamburg) mit dem Thema Sprachverfall. Im Hauptteil des Vortrags wurde der grammatische Wandel im Frühneuhochdeutschen am Beispiel zweier „Schwankungsfelder“ skizziert, die gemäß Dammel und Szczepaniak bereits die frühen Grammatikografen beschäftigten und auch heute noch als „Verfalls-symptome“ gehandelt werden: Szczepaniak befasste sich in diesem Zusammenhang mit dem Genitivabbau (formale und funktionale Varianz des Genitivs), während Dammel der Frage nachging, „ob [generell] alle starken Verben schwach werden“ (präriteritaler Numerusausgleich; Herausbildung vereinfachter Ablautalternanzen). Insgesamt zogen die Referentinnen das Fazit, dass es sich bei den aus diachroner Perspektive untersuchten Phänomenen um das Ergebnis normaler Sprachwandelprozesse handelt, d. h. um Sprachwandel, der gestaffelt und prinzipiengesteuert verläuft. Die hier zu beobachtende Systematik sei mit dem Begriff des ‚Verfalls‘ nicht in Einklang zu bringen.

„Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards“ thematisierte **Stefan Kleiner** (IDS) in seinem Vortrag. Anhand von Sprachaufnahmen aus dem Korpus „Deutsch heute“ (2006-2009) verglich Kleiner die empirischen Daten zum Gebrauchsstandard von Sprecherinnen und Sprechern mit höherer Schulbildung mit den Vorgaben der deutschen Aussprachekodizes. Er stellte im Laufe des Vortrags heraus, dass die Aussprachekodizes für das Deutsche (z. B. Siebs 1898-1969, Viëtor 1908/12-31, Mangold 1962-2005 oder Krech et al. 1964-1974) den Standard nicht derart wiedergeben, wie er heute von den meisten Sprechern des Deutschen als hochsprachige Norm empfunden und dementsprechend verwendet wird.<sup>4</sup> An fünf Variationsphänomenen mit zum Teil weniger bekannten und ungewöhnlicheren Differenzen zwischen kodifiziertem Standard und Gebrauchswandel zeigte er die Diskrepanz zwischen Sprachrealität und den Kodifizierungskonzepten in deutschen Aussprachewörterbüchern und schlug abschließend als Alternative eine variationsoffenere Kodifikation vor, wie sie mit dem „Longman Pronunciation Dictionary“ von J. Wells (2008) bereits für das Englische existiert. So plädierte Kleiner mit seinem Vortrag dafür, die etablierte Praxis bei der Kodexerstellung für die Standardsprache zu prüfen.

**Angelika Storrer** (Dortmund) diskutierte in ihrem Vortrag die Möglichkeit von „Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation“. Sie vertrat die These, dass es sich bei dieser Form des schriftsprachlichen Austauschs im Internet (z. B. in Chats oder auf den Diskussionsseiten der deutschsprachigen Wikipedia) nicht um Sprachverfall, sondern viel eher um eine Erweiterung der Schriftlichkeit handle. Zudem zeigte sie anhand sprachlicher Auffälligkeiten in der internetbasierten Kommunikation (wie z. B. IBK-Stilmarker wie \*lol\*, \*rofl\*, \*grins\*) die Notwendigkeit eines Perspektivwechsels, welcher den kommunikativ-mündlichen Aspekt und dessen dialogische Schreibformen der neuzeitlichen Schriftsprache in den Fokus rückt. Ein Blick auf die Herausforderungen, die sich durch die neuen Schreibformen für die schulische Sprach- und Schreibdidaktik ergeben, rundete den Vortrag ab.

**Alexandra N. Lenz** (Wien) widmete sich im letzten Vortrag des zweiten Tages dem Thema „Sprachvariation und Spracheinstellungen aus pluriarealer Perspektive“. Zu Beginn ihrer Ausführungen klärte Lenz, dass es sich beim Deutschen nicht nur um eine pluri-zentrische Sprache, sondern auch um eine pluriareale Sprache handelt. Der Begriff der ‚Pluriarealität‘ ver-

weise darauf, dass die areale Gliederung des Deutschen häufig nicht mit nationalen Grenzen im Zusammenhang steht. Lenz machte darauf aufmerksam, dass in der Forschungsdiskussion um die drei Vollzentren des Deutschen häufig von einem asymmetrischen Verhältnis gesprochen werde, wobei das deutschländische Deutsch in vielerlei Hinsicht gegenüber den standardsprachlichen Varietäten der anderen beiden Zentren dominiere (vgl. zu dieser Auffassung Ammon, Ulrich: „Die Deutsche Sprache in Deutschland“, 1995, S. 485 ff.). Vermittels regiolektaler und schriftsprachlicher Befunde bei der Verwendung der polysemen „Basisverben“ *kriegen* und *bekommen* zeigte Lenz die komplexe Problematik der Eingrenzung der Standardsprachlichkeit im Deutschen und argumentierte für die Notwendigkeit weiterer syntakto-semantischer Forschungen an der Schnittstelle Lexik-Grammatik.

Der letzte Tagungstag befasste sich dann vor allem mit der Vermittlung von sprachlichem Wandel und Variation auf der didaktischen Ebene. Beginnend stellte **Wolf Peter Klein** (Würzburg) die Frage: „Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele?“ Ein Sprachkodex, so Klein, umfasse alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr nach Lage der Dinge auch als Normautoritäten wahrgenommen werden. Daraus folgt für Klein eine zweigliedrige Definition von Kodizes für die Grammatik des Neuhochdeutschen, bei der er zwischen dem Kernkodex (z. B. der Duden-Grammatik) und dem Parakodex (z. B. Texte wie Bastian Sicks „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“) unterscheidet. Sein Vortrag war zu verstehen als Plädoyer für die Sprachkodexforschung.

Im Anschluss betrachteten **Winifred Davies** (Aberystwyth) und **Nils Langer** (Bristol) aus der Perspektive der germanistischen Soziolinguistik die Rolle von Deutschlehrenden an deutschsprachigen Schulen sowie der DAF-Lehrenden an britischen Hochschulen. In ihrem Vortrag „Normbewusstsein im Spannungsfeld zwischen Sprachwirklichkeit, Perzeption und Idealnorn“ zeigten sie, dass für den Deutschunterricht die Zielsprache die deutsche Standardsprache sei: Was aber darunter genau zu verstehen sei, darüber herrsche in der Soziolinguistik sowie in der Sprachlehrforschung allgemein Uneinigkeit. Dies gelte ebenso für die Frage, wie viel Variation sie beinhalten dürfe und wie diese Variation gegebenenfalls zu vermitteln sei. Die Lerner des Deutschen als Fremdsprache, so Davies, sollten lernen, mit einer Vielfalt an Variation umzugehen, um in Alltagssituationen effektiv kommunizieren zu können.

Im letzten Vortrag der Tagung fragte **Wolfgang Steinig** (Siegen): „Schreiben Grundschüler heute wirklich schlechter als vor 40 Jahren?“ und eröffnete einen Blick auf sein Forschungsprojekt: Untersucht wurden Texte aus den Jahren 1972, 2002 und 2012, die alle von Viertklässlern aus dem östlichen Ruhrgebiet stammen. Sie wurden sowohl in Bezug auf sprachliche Parameter (wie Textlänge, Wortschatz, Textgestaltung usw.) als auch auf außersprachliche Kategorien (wie z. B. die soziale Schicht, Ein-/Mehrsprachigkeit, Geschlecht) miteinander verglichen und analysiert. Steinig zeigte, dass nicht generell von defizitär erstellten Texten auf einen „Sprachverfall“ geschlossen werden kann. Abschließend verwies er vor allem auf die Bedeutung der sozialen Schicht, aus der die Kinder stammten: Bei Kindern aus Unterschichtenfamilien hätten die Probleme beim Schreiben teilweise extrem zugenommen. Dabei sei ein Migrationshintergrund der Kinder wiederum kein Argument für defizitäres Schreiben.

Beschlossen wurde die Tagung mit einer Podiumsdiskussion, an der **Stephan Dové** (NZZ, Zürich), **Marina Foschi Albert** (Pisa), **Renate Freudenberg-Findeisen** (GfdS), **Nina Janich** (Darmstadt) und **Jakob Ossner** (St. Gallen) teilnahmen. Die Diskussionsleitung oblag **Ludwig M. Eichinger**, der abschließend noch einmal die Gretchenfrage der germanistischen Linguistik – „Wie hältst du’s mit der Variation?“ – stellte und diese mit den Diskussionsteilnehmenden und dem Plenum erörterte.

Insgesamt plädierte der Großteil der Vortragenden zugunsten der sprachlichen Variation. Dabei sei die Prognose Sprachverfall vor allem als laienlinguistische Interpretation und Wertung der Variation zu verstehen, die jedoch häufig zu kurz greife. Während der dynamische Sprachwandel als solcher für die Linguistik ein spannendes Forschungsfeld bereitstellt, besteht das eigentliche Problem – dies wurde insbesondere am Ende des letzten, didaktisch ausgerichteten Tagungstages hervorgehoben – vielmehr in der Vermittlung eben jener Variation in Schule, Studium und Fremdsprachenunterricht.

Trotz winterlichem Schneetreiben waren 450 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 27 Ländern nach Mannheim gekommen. Der Mannheimer Rosengarten bot dabei ein passendes und ansprechendes Ambiente zum erfolgreichen Meinungs- und Gedankenaustausch der internationalen Wissenschaftlergemeinschaft, zu dem das IDS zum 49. Mal eingeladen hatte. Die Jubiläumstagung „Stationen, Bilanzen, Perspektiven: 50 Jahre Sprachwissenschaft – 50 Jahre Institut

für Deutsche Sprache“ wird vom 11.3.-13.3.2014 im Mannheimer Rosengarten stattfinden.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Der Hugo-Moser-Preis wurde 1986 vom Mitbegründer und ersten Präsidenten des IDS Hugo Moser und seiner Ehefrau Hildegard Moser gestiftet und wird für noch laufende Forschungsarbeiten im Bereich der germanistischen Linguistik vergeben.
- <sup>2</sup> Beteiligte Institutionen waren die Universität des Saarlandes, die Freie Universität Berlin, die Berlin-Branden-

gische Akademie der Wissenschaften, die Österreichische Akademie der Wissenschaften, die Technische Universität Dresden, die Universität Tübingen, die Universität Trier und das Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

- <sup>3</sup> Kupietz betonte einleitend, dass er die Inhalte des Vortrags gemeinsam mit Cyril Belica, Harald Längen und Rainer Perkuhn erarbeitet habe.
- <sup>4</sup> Darauf verweist auch der Klappentext des „Deutschen Aussprachewörterbuchs“ (= Krech et al., 2009).

Ruth M. Mell und Katrin Hein sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.